

Zur Entgrenzung des Ruralen in kalendarischen Gemeinschaften

Von Johann Peter HeBELS RHEINLÄNDISCHEM HAUSFREUND (1803–19)
zum KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN (1933–40) von Günter Eich
und Martin Raschke

Bernhard Stricker

»Du zarter Städter, spotte nicht/der schwielenvollen Hand,/sie nährt, was dein Stolz auch spricht,/dich und das ganze Land.« Mit diesen Versen endet jede der insgesamt 90 Folgen der Radiosendung DEUTSCHER KALENDER. MONATSBILDER VOM KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN. Es handelt sich um die langlebigste Radiosendung der NS-Zeit. Sie wurde im Zeitraum von Oktober 1933 bis Mai 1940 allmonatlich zur besten Sendezeit, in der »Stunde der Nation«, im Deutschlandsender ausgestrahlt. Ihre Verfasser waren das Autorenduo Günter Eich und Martin Raschke, zwei Schriftsteller aus dem Umfeld der Dresdner Literaturzeitschrift KOLONNE, einem Kreis von neuromantischen und zivilisationskritischen, ihrem Selbstverständnis nach aber unpolitischen Autoren. Nach 1989 wurden 58 Radiotyposkripte des KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN, die als verschollen gegolten hatten, in Dresden wiederaufgefunden,¹ wo sie sich heute im Martin-Raschke-Nachlass in der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek (SLUB) befinden (Wagner 1999: 122).²

Im DEUTSCHEN KALENDER als einer der populärsten Unterhaltungssendungen der NS-Zeit,³ deren erste Folge wenige Tage nach dem Erntedankfest des Jahres 1933 aus-

- 1 Der KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTE findet deshalb in Reinhard Döhls Standardwerk zum NS-Hörspiel (Döhl 1992) noch keine Berücksichtigung.
- 2 Die 58 Textzeugnisse im Martin-Raschke-Nachlass der SLUB tragen die Signaturen Mscr. Dresd. App. 2531 Nr. 2016–2073. Im Folgenden wird aus dem DEUTSCHEN KALENDER im Fließtext unter Angabe der jeweiligen Signatur zitiert.
- 3 Für den Erfolg der Sendung spricht neben ihrer langjährigen Sendedauer z.B. die Tatsache, dass zu den Jubiläen jeweils Sondersendungen, gewissermaßen »Best-Ofs« der letzten Jahre, ausgestrahlt wurden. 1936 wurde eine Auswahl von Texten aus der Sendung in dem Band DAS FESTLICHE JAHR. EIN LEBEBÜCHLEIN VOM KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN veröffentlicht (o. A. 1936). Ab 1937 schrieb Günter Eich zudem die Folgen für eine Art Sendungsableger mit dem Titel DER MÄRKISCHE KALENDERMANN SAGT DEN NEUEN MONAT AN. EIN MONATSBILD (Wagner 1999: 178f.).

gestrahlt wurde, findet das nationalsozialistische Programm einer Revalorisierung des Landlebens im Dienste der Idee einer übergreifenden Volksgemeinschaft eine geradezu paradigmatische Ausgestaltung. In jeder Episode folgen die Hörer und Hörerinnen der Titelfigur, dem Königswusterhäuser Landboten, der seinen Namen dem Standort des ersten deutschen Rundfunksenders verdankt, auf seinen Reisen durch ländliche Gegenden des Deutschen Reichs. Jede Folge ist durch eine mehr oder minder lose Handlung bestimmt, den zentralen Gegenstand aber bildet stets das dem jeweiligen Monat entsprechende lokale Brauchtum, über das der Königswusterhäuser Landbote Erkundigungen einholt oder das er selbst den Leuten in Erinnerung ruft: sei es das morgendliche Korntrinken zu Fastnacht (o. A. 1936: 10), das Begrüßen des Viehs mit einer Haselrute an Pfingsten durch den Pfingstvater (ebd.: 35–37), das Sonnenwendfeuer (ebd.: 41–44), oder das Tischdecken für die Ahnen zum Totensonntag (ebd.: 77f.).

Die eingangs zitierten, refrainhaft am Ende jeder Folge wiederholten Verse erzeugen nicht nur einen formalen Wiedererkennungseffekt im Dienste der seriellen Hörer*innenbindung. Insoweit sie dazu dienen, dem Publikum immer wieder die Verbundenheit mit der Scholle einzuschärfen, erlauben sie *e contrario* den Schluss auf die andauernde Unselbstverständlichkeit dieser Vorstellung. Sie lassen sich somit auch als ein Indiz dafür verstehen, inwieweit offenbar gerade die Differenzen zwischen urbanen und ruralen Lebensräumen innerhalb der Imagination einer einheitlichen ›Volksgemeinschaft‹ insitierten und nach einem permanenten Ausgleich verlangten. Das stimmt mit Corey Ross' Feststellung überein, dass bei allem Bemühen um ›Gleichschaltung‹ der Kultur im Dritten Reich das Publikum dennoch zu keinem Zeitpunkt als ein homogenes angenommen und adressiert werden konnte:

»[...] by and large the radio audience was still deeply divided, and was in all events a far cry from the unified listening public envisaged by broadcasting officials. Thus, the challenge was not merely to appeal to the German ›national public‹ but indeed to create it in the first place, at least for short periods of time.« (Ross 2010: 337)

Die Herausforderung bestand also darin, die ›vorgestellte Gemeinschaft‹ der Nation, deren kultur- und medienhistorische Entstehungsbedingungen Benedict Anderson in *IMAGINED COMMUNITIES* (1983) untersucht hat, mit den Mitteln des Radios hervorzu- bringen. Um diese nationale Hörergemeinschaft zu schaffen, greifen die Autoren des *DEUTSCHEN KALENDERS*, Eich und Raschke, nicht zufällig auf das Modell des Kalenders zurück. Denn auch der historische Volkskalender, der als das erste frühneuzeitliche Massenmedium nach der Erfindung des Buchdrucks gilt (vgl. Knopf 1982: 204–207), war vor allem an eine ländliche Leserschaft gerichtet und verschaffte dieser kommunikativen Anschluss an Weltgeschehen. Als preisgünstiges Massendruckzeugnis erreichte er auch die oftmals nicht oder nur begrenzt lesekundigen Volksschichten in ruralen Gegenden, die einem immer wieder angeführten Topos zufolge nur über drei Bücher – die Bibel, das Gesangbuch und eben den Kalender – verfügten (vgl. Rohner 1978: 76). Vor diesem Hintergrund widmet sich der vorliegende Aufsatz der Frage, inwieweit es sich beim *DEUTSCHEN KALENDER* nicht nur dem Namen, sondern auch der Sache nach um einen ›Kalender‹ handelt. Am Beispiel des *KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN* unternimmt er den Versuch zu zeigen, inwiefern das noch junge Medium des Rundfunks

Anleihen beim Kalender macht, die sich u.a. auf die Bearbeitung strukturell ähnlicher Probleme populärer Kommunikation im Umgang mit einem Stadt-Land-Gefälle zurückführen lassen. Neben den unverkennbaren Anlehnungen sollen dabei auch die entscheidenden Unterschiede nicht verschwiegen werden, aufgrund derer man beim historischen Landkalender und dem DEUTSCHEN KALENDER in einem jeweils anderen Sinne von einer ›Entgrenzung des Ruralen‹ sprechen kann.

Ein Rückbezug auf den historischen Volkskalender lässt sich am DEUTSCHEN KALENDER anhand konkreter Referenzen auf Johann Peter Hebel nachweisen. Diese sind in der Forschung als Indiz eines Rückgriffs auf das Genre der ›Kalendergeschichte‹ betrachtet worden (vgl. Pater 2009: 225).⁴ Mit den Texten, die Hebel zwischen 1808 und 1819 für den badischen Landkalender, den RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND, verfasst und 1811 in einer Auswahlausgabe unter dem Titel SCHATZKÄSTLEIN DES RHEINISCHEN HAUSFREUNDS bei Cotta veröffentlicht hat, gilt er als bedeutendster genreprägender Verfasser von ›Kalendergeschichten‹ (vgl. Theiß 1977; Härtl 1978). Wie der vorliegende Artikel zeigen möchte, geht es bei den Hebel-Referenzen in Eichs und Raschkes Radiosendung allerdings nicht bloß um intertextuelle Bezüge; vielmehr lässt sich von einer ›Systemreferenz‹ auf den Kalender und damit von einem genuin intermedialen Phänomen (i.S.v. Rajewsky 2002: 60) sprechen. Gerade mit der Strategie, »das Publikum erst entstehen zu lassen, das angesprochen wird« (Lypp 1970: 389), avanciert Hebels Kalender zum Vorbild für die neuen Massenmedien der Moderne wie den Rundfunk, der sich seine Hörerschaft erst heranbilden muss. Ob man dem DEUTSCHEN KALENDER allerdings auch eine Treue zu Hebels ›volksaufklärerischen‹ Zielen attestieren kann, steht – ironischerweise gerade weil er unter der Ägide eines Ministeriums entstand, das die ›Volksaufklärung‹ im Namen trug – auf einem anderen Blatt und wird am Ende dieses Beitrags diskutiert.

Landfunk und Landkalender

Mit seiner programmatischen Aufwertung des Landlebens zu einem Modell urtümlichen Volkswesens leistet der DEUTSCHE KALENDER nicht nur inhaltlich der nationalsozialistischen ›Blut-und-Boden‹-Ideologie Vorschub, er partizipiert damit auch an einer infrastrukturellen Ausweitung des Rundfunks auf rurale Räume, die vom NS-Regime energisch vorangetrieben wurde. Dass das Radio dessen mit Abstand wichtigstes Propagandamedium war, ist hinlänglich bekannt (vgl. Koch/Glaser 2005: 69–143): Schon 1932, also noch vor der ›Machtergreifung‹, geriet der Rundfunk mit Erich Scholz unter die Kontrolle eines NSDAP-Funktionärs, ab März 1933 unterstand er dem Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda unter Leitung von Joseph Goebbels, der gerade dem Radio sein besonderes Augenmerk widmete: »Among all of the media at its disposal, the Nazi leadership pinned the greatest hopes on radio«, stellt Corey Ross fest (Ross 2010: 330), und Glenn Cuomo bezeichnet den Rundfunk als »the most tightly controlled medium of artistic expression under the Hitler regime« (Cuomo 1989: 47). Mit den

4 Ich setze ›Kalendergeschichten‹ in Anführungszeichen, weil es sich nach aktuellem Forschungsstand weder im eigentlichen Sinne um eine Gattung noch ausschließlich um narrative Texte handelt, weshalb es angemessener erscheint, von ›Kalendertexten‹ zu sprechen (vgl. Bee 1997: 31).

intensiven Bemühungen um den Ausbau des seit der Weimarer Republik bestehenden ›Landfunks‹ war neben dem allgemeinen Ziel der Ausdehnung der propagandistischen Reichweite auch eine konkrete agrarpolitische Agenda verbunden: Die wirtschaftlichen und expansionistischen Ziele des NS-Regimes sahen erhebliche Produktionssteigerungen in der Landwirtschaft vor. Der Landfunk wurde deshalb vom NS-Regime besonders gefördert, »einerseits um die agrarpolitischen Maßnahmen zu flankieren, andererseits um ›bäuerliche Kultur und Brauchtum‹, die ideologisch begründet und als ›ursprünglich‹ hochstilisiert wurden, unter dem Schlagwort ›Blut und Boden‹ auch den Städtern zu vermitteln« (Münkel 1997: 440). Zu den kulturpolitischen Maßnahmen, in denen diese ›Entgrenzung des Ruralen‹ Gestalt annahm, gehörte etwa die ideologische Vereinnahmung des am 1. Oktober 1933 begangenen Erntedankfests. In einer Festansprache von Alfred Rosenberg zu diesem Anlass wird als ›Volksgemeinschaft‹ ausdrücklich die Einheit von Stadt und Land beschworen:

»[...] denn es waren nicht die ›Bauern-Parteien‹, die dem Bauern die Freiheit erstritten, sondern für die Ehre des deutschen Bauern haben auch arbeitslose Arbeiter in allen Städten unter Hitlers Fahnen gekämpft – und geblutet. Dieses vergossene Blut ist die festeste Bindung, ist der festeste Kitt, der heute die Volksgemeinschaft zusammenhält, der erst Stadt und Land zur unlösbaren Einheit zusammenschmiedet.« (Rosenberg 1942: 186)

Eine besondere Förderung der landwirtschaftlichen Produktion gehörte auch zu den zentralen Anliegen der Volksaufklärung des ausgehenden 18. Jahrhunderts (vgl. Alzheimer-Haller 2004: XII). Hier waren es die ökonomischen Lehren der Physiokraten, die das Wohlergehen eines Staates an die Steigerung der agrarischen Erträge knüpften. Die Markgrafschaft Baden-Durlach, Hebels Wirkungsstätte, war ein Zentrum dieser Ideen, wie etwa durch Markgraf Karl Friedrichs *ANTWORT AUF DIE DANKSAGUNG DES LANDES NACH AUFHEBUNG DER LEIBEIGENSCHAFT* bezeugt wird, in der es heißt:

»Die erste Quelle des Reichtums besteht in der Gewinnung der ersten rohen Naturprodukte durch den Acker-, Wein-, Wiesen-, Bergbau, Viehzucht, Holzkultur usw. Ohne diese Produkte fehlt es an den ersten Bedürfnissen des Lebens [...]. Alle Stände sind dabei interessiert, daß der Naturprodukte viele erworben werden. Denn alsdann ist der Zustand des Landmannes blühend, der Handwerker, der Künstler, der Fabrikant findet Verdienst, der Kaufmann findet Beschäftigung [...]; der Staat ist reich und blühet, – und siehe da abermals alle Interessen vereinigt in einem, vom Landesfürsten bis zum Hirten; alle gewinnen durch die Vermehrung der Produktion. [...] Hier ist Vereinigung der Kräfte zum gemeinsamen Zweck; Harmonie! Einwohner der Städte! Begehret nicht, dem Landmann die im Schweis seines Angesichts hervorgebrachten Produkte um geringe Preise abzdringen. Er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen, ein Teil dieses Aufwandes ist Verdienst für euch, aber der größte Teil eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmanne übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwachs der Kulturaufwand abgezogen ist. Diese Summe ist der freicirculierende Reichtum im Staat [...].« (Zit. nach Schlaffer 1980: 263f.)

Auch hier geht der Appell an die gebührende Wertschätzung des Landmanns durch den Städter mit der wirtschaftlichen Vorstellung von der agrarischen Basis des allgemeinen Wohlstands eine Verbindung ein in der Vorstellung von einer ständeübergreifenden, harmonischen Einheit. Wie immer es um die historischen Beziehungen zwischen den agrarpolitischen Vorstellungen der Physiokraten und des NS-Regimes bestellt sein mag, so steht jedenfalls eine strukturell ähnliche, ökonomisch fundierte Aufwertung des Landlebens im Hintergrund sowohl von Günter Eichs und Martin Raschkes *DEUTSCHEM KALENDER* als auch von Hebels *RHEINLÄNDISCHEM HAUSFREUND*.

Auch der *RHEINLÄNDISCHE HAUSFREUND* ist »deutlich von der volksaufklärerischen Programmatik geprägt« (Bee 2012: 176). Wo die Volksaufklärer, die im Volkskalender das wichtigste, weil massenwirksamste Vermittlungsorgan ihrer pädagogischen Ideen erkannten, dem Kalender jedoch mehr und mehr den Charakter eines trockenen Erziehungsbuches verliehen und viele von dessen traditionellen Inhalten wie z.B. das Aderlassmännlein als abergläubisch verworfen hatten, zollte Hebel nicht nur den hergebrachten Inhalten seinen Respekt, sondern sprach sich auch für einen weniger bevormundend-belehrenden und dafür stärker populären, d.h. zugleich unterhaltenden und informativen Charakter des Kalenders aus. So plädiert er in seinem *UNABGEFORDERTE[N] GUTACHTEN ÜBER DIE VORTHEILHAFTERE EINRICHTUNG DES CALENDERS* (1806) nicht nur für die »Wiedereinführung des *Rothens*, der astrologischen Praktika, der Zeichenstellung, des Aderlassmännleins«, weil es »viel weiser [...] sey, den Geschmack seines Publikums zu benutzen, als zu verachten und beleidigen« (Hebel 2019/IV: 238). Er geht auch von dem eigenen Bildungsinteresse des Bauern aus, wenn er schreibt:

»Auch der Bauer mag gerne wissen, was ausser seiner Gemarkung vorgeht, und will, wenn er unterhalten und afficirt werden soll, etwas haben, von dem er glauben kann es sey *wahr*. Mit erdichteten Anekdoten und Spässen ist ihm so wenig gedient als mit ernstestn Belehrungen [...].« (Ebd.: 239)

Nach Corey Ross stellt sich der Umgang des NS-Regimes mit dem Rundfunk als ein teilweise ähnlicher ›Lernprozess‹ in mehreren Etappen dar: Er verläuft von einer anfangs stark politisierten, aber schlecht an die Bedürfnisse der Hörer und Hörerinnen angepassten Programmgestaltung über eine bildungsbürgerlich-kulturpädagogische Phase der Konsolidierung des eigenen kulturellen Hoheitsanspruchs hin zu einer ab 1935 stärker konsumentenorientierten Priorisierung populärer Sendungen. Der weitaus größte Teil des NS-Radioprogramms verfolgte somit – und dies gilt auch für den *DEUTSCHEN KALENDER* – keine *explizit* propagandistischen Ziele, sondern präsentierte sich als seichte Unterhaltung ohne spezifische politische Tendenz: »Disconcerting though it may seem, it is extremely difficult to discern any specifically ›Nazi‹ characteristics among the bulk of entertainments in this period.« (Ross 2010: 339) Einem Informationsinteresse der Hörer*innen Rechnung zu tragen, stand dabei allerdings weniger im Vordergrund als die Aufgabe, das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft von Hörern und Hörerinnen zu erzeugen. Gerade mit Blick auf das Bestreben der Bildung einer ›Nationalgemeinschaft‹ im Medium des Radios erweisen sich nun die Anleihen des *DEUTSCHEN KALENDERS* beim Medium des historischen Volkskalenders als signifikant.

Gleichzeitigkeit: Gemeinschaftsbildung durch Synchronisierung

Benedict Anderson hat in *IMAGINED COMMUNITIES* der durch Printmedien vermittelten Entstehung eines neuartigen Sinns für Gleichzeitigkeit um 1800 einen zentralen Stellenwert für die Herausbildung des Nationalitätsgedankens zuerkannt: »the development of print-as-commodity is the key to the generation of wholly new ideas of simultaneity« (Anderson 2006: 37). Unter Bezug auf Erich Auerbach hebt er den neuen Sinn für die zeitliche Koinzidenz in einer geteilten Gegenwart von der älteren, in der biblischen Typologie fundierten Vorstellung von einer durch Erwartung und Erfüllung bestimmten Aufhebung der Zeit ab, von der er sagt:

»[...] such an idea of simultaneity is wholly alien to our own. It views time as something close to what Benjamin calls Messianic time, a simultaneity of past and future in an instantaneous present. In such a view of things, the word ›meanwhile‹ cannot be of real significance. Our own conception of simultaneity has been a long time in the making, and its emergence is certainly connected, in ways that have yet to be well studied, with the development of the secular sciences. But it is a conception of such fundamental importance that, without taking it fully into account, we will find it difficult to probe the obscure genesis of nationalism. What has come to take the place of the mediaeval conception of simultaneity-along-time is, to borrow again from Benjamin, an idea of ›homogeneous, empty time,‹ in which simultaneity is, as it were, transverse, cross-time, marked not by prefiguring and fulfilment, but by temporal coincidence, and measured by clock and calendar.« (Anderson 2006: 24)

Die Verbundenheit mit anderen Menschen in einer gemeinsamen Gegenwart stellt nach Anderson die Voraussetzung dar, unter der Menschen sich überhaupt erst als Teil einer ›nationalen Gemeinschaft‹ begreifen lernen. Den Sinn für Gleichzeitigkeit aber bringt Anderson in Übereinstimmung mit Teilen der jüngeren Forschung zur Entwicklung eines Gegenwarts- und Aktualitätssinns um 1800 (vgl. Geyer/Lehmann 2019) vor allem mit dem Aufschwung der Zeitungspresse und des Romans in Verbindung (vgl. Anderson 2006: 25). Der Kalender kommt für Anderson nur als Kulturtechnik in den Blick, mit der die ›homogene, leere Zeit‹ gemessen wird, so etwa in der Rede von der »idea of a sociological organism moving *calendrically* through homogeneous, empty time« (Anderson 2006: 25, Hervorhebung B.S.). Dem Kalender als einem gegenüber anderen Druckmedien spezifischen Medium, das einen Sinn für Zeit allererst konstituiert und auf diese Weise gemeinschaftsstiftend wirkt, schenkt Anderson hingegen keine gesonderte Beachtung.⁵ Dagegen lässt sich eine Veränderung des Zeitverständnisses, die

5 Obwohl gerade der von Anderson zitierte Walter Benjamin hierfür einen Gewährsmann darstellt. In *ÜBER EINIGE MOTIVE BEI BAUDELAIRE* schreibt er: »Die Zeitrechnung, die ihr Gleichmaß der Dauer überordnet, kann doch nicht darauf verzichten, ungleichartige, ausgezeichnete Fragmente in ihr bestehen zu lassen. Die Anerkennung einer Qualität mit der Messung der Quantität vereint zu haben, war das Werk der Kalender, die mit den Feiertagen die Stellen des Eingedenkens gleichsam aussparen. Der Mann, dem die Erfahrung abhanden kommt, fühlt sich aus dem Kalender herausgesetzt.« (Benjamin 2019/I: 642f.) Mit anderen Worten: Im Unterschied zur rein quantitativen Zeitrechnung der Uhr kombiniert der Kalender nach Benjamins Darstellung quantitative und qua-

Achim Landwehr als ›Geburt der Gegenwart‹ apostrophiert hat, auch schon im 17. Jahrhundert ansetzen, wenn man, wie Landwehr es tut, dem Druckmedium des Kalenders als »Ausdrucksform[] von Zeitvorstellungen und Zeitmodellen, mit denen Kulturen in bestimmten historischen Situationen operieren« Aufmerksamkeit schenkt (Landwehr 2014: 16).

Für Eichs und Raschkes Anlehnung ihrer Radiosendung an den historischen Volkskalender sind, so die These dieses Aufsatzes, gerade die kalenderspezifischen Formen der Konstitution einer ›vorgestellten‹, zeitlich synchronisierten Gemeinschaft relevant. Die Anfänge des Rundfunks als eines öffentlichen Unterhaltungsmediums sind von der Suche nach eigenen, medienspezifischen Formen und Formaten geprägt. Dabei bilden etablierte literarische Genres einen Fundus, aus dem sich das Radio bedient (vgl. Wittenbrink 1997). Die Ausstrahlung von Märchen, Legenden, Sagen und Fabeln im Rundfunk verbindet sich vor allem für eine konservative Hörschaft mit der Hoffnung auf eine »Wiederbelebung der Volkskultur« (Wittenbrink 1997: 996). Das ›Volkstümliche‹ gewinnt neben der »sekundären Oralität« (Ong 2002: 133) des Mediums auch in einer Vorliebe der regionalen Sendeanstalten für mundartliche Beiträge Gestalt, wie etwa die Sendung des westfälischen Heimatschriftstellers Karl Wagenfeld mit dem Titel WESTFALEN SINGT UND REIMT DURCHS JAHR (1932) belegt (Wittenbrink 1997: 1000). Vor diesem Hintergrund lassen sich als erstes der orale Erzählgestus und der Gebrauch mundartlicher Elemente in Hebels Kalendertexten als Elemente identifizieren, die eine Art Prädisposition für den Gebrauch im Rundfunk darstellen. Die ausgeprägte »Nähe zur mündlichen Sprache«, die Reinhard Siebert Hebel attestiert (Siebert 1996: 81), ist ein entscheidender Zug der Kalendertexte, mit dem sie sich ihrer mündlich geprägten Rezeptionssituation anpassen: Typischerweise nämlich wurden sie in der Hausgemeinschaft oder einem Wirtshaus *vorgelesen* – eine Gelegenheit auch für die nicht-alphabetisierte Bevölkerung, »lesen zu hören« (Knopf 1982: 219f.).

Der artifiziell-mündliche Charakter der Kalendertexte ist aufs Engste mit der fiktiven Erzählerfigur des ›Hausfreunds‹ verknüpft, der als Verkörperung des Kalenders fungiert und zu den Leser*innen eine Beziehung knüpft und aufrechterhält, indem er sie immer wieder direkt adressiert und in das Textgeschehen einbezieht, so als seien sie gegenwärtig. Es handelt sich bei diesem »spezifischen Beziehungssinn« (Stockinger 2018: 10) um ein kontinuierkeitsstiftendes Verfahren »populärer Serialität«, mit dem der Hausfreund den Lesern und Leserinnen einen aktiven Part des ›Kalenderhandelns‹ zuweist, wie man in Anlehnung an Claudia Stockingers Rede von einem »Zeitschriftenhandeln« sagen könnte (Stockinger 2018: 27). Man betrachte nur das Examen, dem er den Leser in einem fiktiven Dialog unterzieht, der sich in den FORTGESETZTEN BETRACHTUNGEN ÜBER DAS WELTGEBÄUDE im Kalender auf das Jahr 1809 findet:

»Der rheinländische Hausfreund stellt sich seinem Leser gegenüber und fragt: Weist du auch noch, geneigter Leser, wovon im vorigen Jahr ist geredt worden? – *Leser*. Ja! Von den Planeten ist geredt worden. – *Hausfreund*. Weist du auch noch, was man Planeten nennt? – *Leser*. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne, so mit den andern nicht gleichen

litative Momente, oder anders gesagt: Aspekte der homogenen, leeren und der sakralen, erfüllten Zeit.

Schritt halten [...]. Der Hausfreund kann sich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leser alles so wohl begriffen, und ein ganzes Jahr lang im Kopf behalten hat [...].« (Hebel 2019/III: 134f.)

Diese kalenderspezifische Suggestion einer Gemeinschaft mit dem Publikum wird noch weiter ausgemalt, wenn der Hausfreund vorgibt, inkognito auf den Straßen des Kurfürstentums Baden umherzuziehen (Hebel 2019/III: 133). Einsendungen, die er von Lesern und Leserinnen erhalten hat, werden von ihm des Öfteren kommentiert und gelegentlich auch abgedruckt. Niels Penke erkennt darin eine Symmetrisierung der Kommunikation: Die Texte des RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDS sind nicht mehr vom traditionellen Autoritätsgefälle zwischen Lehrer und Schüler bestimmt, sondern von einer »Erzähler-Figur [...], die auf beiden Seiten der Differenz zu Hause ist« (Penke 2024: 450). Hebel schafft so, in Fabian Goppelsröders Worten, »[z]wischen fiktionaler und realer Welt [...] eine Kalenderwirklichkeit, in der der Hausfreund seinen Lesern zum unhierarchischen Gespräch begegnet« (Goppelsröder 2023: 47).

Die Kalenderwirklichkeit ist nun im Unterschied zu der von Anderson fokussierten leeren, rein quantitativ messbaren Zeit durch ein Nebeneinander unterschiedlicher – quantitativ und qualitativ bestimmter – Zeiten charakterisiert, die im Kalendarium miteinander koordiniert werden (was im typischen Mehrspaltendruck anschaulich wird). Auf diese Weise bildet der Kalender nicht eine gegebene zeitliche Ordnung bloß ab, sondern konstruiert aus mehreren inkongruenten zeitlichen Perioden natürlicher und kultureller Provenienz – dem Umlauf der Erde um die Sonne, den Mondphasen, der auf die biblische Schöpfungsgeschichte zurückgehenden Sieben-Tage-Woche, dem liturgischen Festkalender usw. – eine »Kunstform der Zeitordnung«, die dann als »Lebensform« eine sozial verbindliche Gestalt annimmt (Blumenberg 2016: 151). Der Konstruktcharakter kalendarischer Zeit bedarf besonderer Betonung, um nicht dem Missverständnis vom Kalender als einer bloßen Repräsentation einer »natürlichen«, »jahreszeitlichen« Ordnung und damit seiner Verklärung als Abbild einer vermeintlich urtümlichen, bäuerlichen Lebensweise Vorschub zu leisten. Davon unbenommen bleibt, dass der Kalender vor allem für die Landbevölkerung von eminenter Bedeutung war, weil er angab, wann bestimmte alltägliche oder alljährliche Tätigkeiten zu verrichten waren (wann z.B. die Aussaat oder ein Aderlass geboten war). Zugleich aber nahm er als ein Medium der kulturellen Erinnerung die periodischen Abläufe des Jahreszyklus auch für eine komplexe Memorialtopik in Dienst (vgl. Schmidt 2000), die der kulturellen und politischen Identitätsstiftung diene. Denn historisch fungierte der Kalender nicht zuletzt auch als ein wichtiges Instrument der territorialen und konfessionellen Einigung des Herrschaftsgebiets eines Fürsten.⁶

6 Der RHEINLÄNDISCHE HAUSFREUND trug vor seiner durch Hebel angeregten Umbenennung den Titel KURFÜRSTLICH-BADENSCHER GNÄDIGST PRIVILEGIRTER HISTORISCHER LANDKALENDER FÜR DIE BADISCHE MARKGRAFSCHAFT PROTESTANTISCHEN THEILS. Für die fürstlich »privilegierten« Kalender gab es einen geschützten Distributionsbereich, innerhalb dessen eine Abnahmepflicht, der sogenannte »Kalenderzwang«, bestand. Dieser war in Baden noch bis 1823 in Kraft. Ein badischer Bürger musste somit, bevor er einen beliebigen fremden Kalender kaufen durfte, zunächst ein Exemplar des landeseigenen, lutherischen Kalenders erwerben (vgl. Voit 1994). Welch zentrale Rolle dem

Dass ›Zeit‹ nicht nur im Kalendarium ihren Platz hat, sondern auch zu den vordringlichen Gegenständen von Hebels Kalendertexten gehört, ist immer wieder bemerkt worden (vgl. Goppelsröder 2023: 47–54). Jan Knopf hat angesichts der äußerst heterogenen Textsorten im Kalender bezweifelt, dass es sich bei der ›Kalendergeschichte‹ um eine Gattung handelt, und schlägt stattdessen vor, »[d]ie Frage [...] danach, ob eine Geschichte für den Kalender geschrieben sei, [...] umzukehren in die Frage, ob der Kalender sich in der Geschichte spiegelt« (Knopf 1983: 22). Er erhebt somit den medienreflexiven Charakter zum Genrekriterium (vgl. Knopf 2007) und bestimmt die Kalendergeschichte als »ein frühes Beispiel für Medienliteratur« (Knopf 1983: 21). Dabei sind dann auch die Kalendertexte durch ein Nebeneinander unterschiedlicher Zeiten charakterisiert, wie Monika Schmitz-Emans betont, wenn sie schreibt, »daß es Hebel um die erzählerische Darstellung und Bespiegelung eines Gefüges differenter (und miteinander rivalisierender) Zeitordnungen ging«, er also nicht eine zeitliche Ordnung gegenüber anderen privilegiert, sondern deren Spannungsverhältnis herausarbeitet (Schmitz-Emans 2011: 74).

Als Paradigma der Darstellung eines Nebeneinanders unterschiedlicher Zeitordnungen und der Reflexion des Kalendermediums in einem Kalendertext kann Hebels berühmteste Erzählung, UNVERHOFFTES WIEDERSEHEN, gelten (Hebel 2019/III: 269–272, Hebel 1999: 283–286). Es handelt sich um die Geschichte von dem verschütteten Bergmann von Falun, dessen durch Kupfervitriol konservierter Leichnam fünfzig Jahre nach seinem Verschwinden in einem Minenschacht geborgen und von seiner gealterten Verlobten wiedererkannt wird, die in ihm ein Zeichen ihrer beider nahen Auferstehung erblickt. Zu den zahllosen Autoren, die sich dieses auf einem realhistorischen Vorfall basierenden Stoffes im 19. Jahrhundert angenommen haben, gehören u. a. E.T.A. Hoffmann, Friedrich Hebbel, Richard Wagner und Hugo von Hofmannsthal (vgl. Eicher 1996; Frenzel 2005). Literaturwissenschaftliche Arbeiten zum ›Bergmann von Falun‹ haben deshalb Hebel bislang stets als ein Glied einer allgemeineren Stoff- oder Motivgeschichte betrachtet (vgl. Friedmann 1887; Selbmann 2000; Saße 2011). Hebels Version weist jedoch eine markante Besonderheit auf: Sie macht die zwischen dem Anfang und dem Ende der Geschichte vergehenden fünfzig Jahre anschaulich, indem die in dieser Zeit vorgefallenen welthistorischen Ereignisse aufgezählt werden – vom Erdbeben von Lissabon im Jahr 1755 über die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten im Jahr 1774 bis hin zum Bombardement von Kopenhagen durch die Briten im Jahr 1807. Eingeleitet wird diese von Benjamin mit besonderer Beachtung bedachte Chronik weltgeschichtlicher Ereignisse (vgl. Benjamin 2019/II: 279, 637) mit dem Wörtchen »Unterdessen...« (Hebel 2019/III: 270) – also just mit dem Wort, von dem Anderson in der oben zitierten Passage behauptet, es könne in der sakralen Zeit typologischer Beziehungen keine Rolle spielen (»the word ›meanwhile‹ cannot be of real significance«; Anderson 2006: 24). Hebel aber kombiniert in seiner Erzählung sakrale und säkulare Zeitformen, indem er die große, lineare Zeit der Weltgeschichte, die alltägliche, zyklische Zeit wiederkehrender, ländlicher Arbeitsabläufe und die eschatologische Zeit der Heilsgeschichte miteinander verschränkt und kontrastiert. Erst diese Reflexion über das Verhältnis unterschiedlicher zeitlicher Ordnungen, wie sie der Kalender typischerweise

Kalender für die kulturelle und politische Identitätsstiftung zukommt, wurde zu Hebels Lebzeiten aller Welt durch die französische Kalenderreform deutlich vor Augen geführt.

zueinander in Beziehung setzt, macht Hebels Erzählung zu einer Kalendergeschichte im Sinne Knopfs und Schmitz-Emans'.

Für Eichs und Raschkes Adaption des Kalenders für den Rundfunk sind, wie im Folgenden noch näher erläutert wird, alle die hier genannten Elemente des Kalenders von Bedeutung: die artifizielle Mündlichkeit und die Erzählerfigur, die seriellen Verfahren zur Schaffung einer Kalenderwirklichkeit und zur Synchronisierung des Publikums im Sinne einer kalendarischen Gemeinschaft ebenso wie das Nebeneinander unterschiedlicher – nicht zuletzt: sakraler und säkularer – Zeitordnungen. Mit einer ›Entgrenzung des Ruralen‹ haben wir es bei der von Hebel entworfenen Kalendergemeinschaft zu tun, insofern Hebel die mit der Darstellung ländlicher Räume typischerweise verbundene ›Allochronie‹ (Fabian 1983: 32) unterläuft. Wie Johannes Fabian in *TIME AND THE OTHER* deutlich gemacht hat, sind räumliche Ordnungen (im anthropologischen Diskurs, aber auch darüber hinaus) immer auch als Spatialisierung temporaler Distanzierungsverfahren zu begreifen. Die Unterscheidung von urbanen und ruralen Räumen ist dementsprechend eng an die Unterscheidung von Fortschrittlichkeit und Rückständigkeit gekoppelt. Indem Hebel in seinen kalendarischen Texten unterschiedliche Zeitordnungen in einem unhierarchisierten Nebeneinander präsentiert, relativiert er implizit den Beobachtungsmaßstab, dem zufolge das Leben der ›kleinen‹ Leute auf dem Land als historisch unbedeutend, ›hinterwäldlerisch‹ oder zeitenthoben erscheint. Diese ›Entgrenzung des Ruralen‹ bei Hebel hat Benjamin treffend bemerkt mit den Worten:

»Nichts liegt der provinziell beschränkten Heimatkunst ferner als der erklärte Kosmopolitismus seiner Schauplätze. Moskau und Amsterdam, Jerusalem und Mailand bilden den Horizont eines Erdkreises, in dessen Mitte – von Rechts wegen – Segringen, Brassenheim, Tuttlingen liegen. So steht es um alle echte, unreflektierte Volkskunst: sie spricht Exotisches, Monströses mit der gleichen Liebe, in gleicher Zunge aus wie die Angelegenheiten des eigenen Hauswesens. Das schauend aufgerissene Auge dieses Geistlichen und Philanthropen bezieht sogar das Weltgebäude selber der dörflichen Ökonomik noch ein [...].« (Benjamin 2019/II: 277)

Es zeigt sich hier bereits eine wichtige, noch näher zu erläuternde Differenz zwischen dem *RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND* und dem *DEUTSCHEN KALENDER*, die viel über deren jeweilige politische Tendenz aussagt. Kurz gesagt: Wo sich für Hebel mit der ›Entgrenzung des Ruralen‹ eine Enthierarchisierung von Lebensformen verbindet, da remythisieren Eich und Raschke das Landleben zu einer ausgezeichneten, weil besonders ursprünglichen, authentischen Daseinsform.

Hebel im Hörfunk

Vor diesem Hintergrund erscheint es angebracht, daran zu erinnern, dass Günter Eich und Martin Raschke nicht die einzigen sind, die sich mit ihren Hörspielen an Hebel als Modell orientieren. Auch Walter Benjamin nimmt sich Hebel bei den Rundfunkarbeiten zum Vorbild, die er in den Jahren 1929 bis 1933 für die Berliner und die Frankfurter

Rundfunkgesellschaften verwirklicht: »Der in ein dialogisches Medium umfunktionierte Rundfunk wird für Benjamin zum Vorbild einer neuen ›Volkskunst‹«, wie Bernd Witte feststellt. »Die aufklärerische Tradition, in die er sich damit stellt, macht er in einer seiner frühesten Radiosendungen, einem Porträt Johann Peter Hebels aus dem Jahr 1929, deutlich. Als ›Vergegenwärtiger‹ charakterisiert er den rheinischen Hausfreund und beschreibt damit zugleich seine eigene Rolle als Journalist.« (Witte 1984: XIV; vgl. Meibauer 2023: 317f.) Ein Vergleich zwischen dem Gebrauch, den der marxistisch orientierte Benjamin und die rechtskonservativ ausgerichteten Autoren Eich und Raschke von Hebel machen, würde den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. So viel aber sei immerhin bemerkt, dass die medienpolitischen Neuregelungen, die den Rundfunk ab 1932 mehr und mehr unter staatliche Kontrolle bringen, Benjamins Tätigkeit für die Berliner Funkstunde AG ein Ende setzten, während sie für Eich und Raschke zum Auftakt einer langjährigen Karriere als Rundfunkautoren wurden: »[...] the onset of Eich's long-term involvement with broadcasting«, heißt es bei Glenn Cuomo, coincided with the Nazi's purge of the radio system's full-time personnel.« (Cuomo 1989: 22)

Die Modellfunktion von Hebel für den DEUTSCHEN KALENDER wird schon daraus ersichtlich, dass Günter Eich und Martin Raschke neben ihrer Zusammenarbeit an dieser Sendung jeweils auch eigene Hebel-Adaptionen für den Rundfunk verfasst haben. Bei Günter Eich handelt es sich um das Hörspiel LUSTIGES LUMPENPACK. NACH JOHANN PETER HEBELS ›SCHATZKÄSTLEIN DES RHEINISCHEN HAUSFREUNDS‹, das in einer Inszenierung von Gerd Fricke am 14. Dezember 1933 vom Deutschlandsender ausgestrahlt wurde. Zwei Manuskriptfassungen dieser Sendung befinden sich heute im Nachlass Günter Eichs im Deutschen Literaturarchiv in Marbach (vgl. Wagner 1999: 125f.). Das Hörspiel wird in den Pressemitteilungen der Reichsrundfunkgesellschaft vom Dezember 1933 mit einem Text von Günter Eich beworben, in dem es heißt:

»Es ist merkwürdig, daß die beiden eigentlich volkstümlichsten Dichter der Deutschen, Matthias Claudius und Johann Peter Hebel, nie recht populär geworden sind. [...] Werbung für einen zu Unrecht wenig Beachteten ist um so mehr Aufgabe des Rundfunks, als in diesen Geschichten am innigsten und gemütvollsten das Herz unseres Volkes schlägt. [...] Und das war für mich das Schönste an dieser Hörspielarbeit: daß gleichsam nicht ich, sondern Hebel weiter zu dichten schien; daß seine Gestalten so voller Leben sind, daß sie neue Gestalten aus sich erzeugen können, auch wenn der Schöpfer längst vermodert ist; daß in den toten Seiten des Buches sein Unvergängliches wohnt, der Genius, der ewig weiterwirkt und weiterzeugt.« (Eich 1991: 462f.)

Indem Eich das »Herz« des »Volkes«, das er in Hebels Geschichten vernimmt, mit dem unvergänglichen »Genius« des Autors gleichsetzt, kann er selbst ganz hinter dem kontinuierlichen Fortwirken einer quasi-anonymen Schöpfermacht zurücktreten. Verbirgt sich in dieser Passage nicht aber auch eine Anspielung auf Hebels UNVERHOFFTES WIEDERSEHEN, eine Geschichte, in der die Konservierung eines eben nicht »vermoderten« Leichnams als Zeichen einer bevorstehenden Auferstehung gedeutet wird? Denn eben

diese ›Auferstehung‹ wird Hebel ja nun gewissermaßen durch die Rundfunk-Adaption seiner Texte zuteil – womit sie eine text- und medienhistorische Wendung erfährt.⁷

Die Rahmenhandlung von Eichs Hebel-Hörspiel ist in Amsterdam, dem Handlungs-ort von Hebels Geschichte KANNITVERSTAN, angesiedelt und entspricht damit noch nicht dem ländlichen *setting* des späteren DEUTSCHEN KALENDERS. Anders verhält es sich mit Martin Raschkes DIE LANGE SCHICHT VON EHRENFRIEDERSDORF, einer Adaption von Hebels UNVERHOFFTEM WIEDERSEHEN, die am 10. Oktober 1935 im Reichssender Leipzig und erneut am 27. Juni 1936 im Reichssender Berlin ausgestrahlt wurde (Wagner 2002a: 308f.; 2002b: 15). Sie ist im Erzgebirge angesiedelt, und Raschke geht so weit, seine ›Funkdichtung‹ über die Geschichte vom konservierten Bergmann mit einem handschriftlichen Vermerk auf dem Radiotyposkript als »sächsische Sage« auszugeben (Mscr. Dresd. App. 2531, 1990). Dabei lässt sie bis in den Wortlaut hinein Anlehnungen an Hebel erkennen, etwa wenn der Bergmann Reinhold, kurz bevor er im Schacht verschüttet wird, zu seiner Verlobten Klara sagt: »Wovor solltest du denn auch Angst haben? Sind wir nicht schon zum zweiten Male in der Kirche aufgebeten, von der Kanzel herunter, und hat denn auch nur einer dawider geredet!?!« (Ebd.) Wer die Hebel'sche Text-Vorlage kennt, muss unweigerlich daran denken, dass es dort heißt: »Als sie aber [...] der Pfarrer zum zweytenmal in der Kirche ausgerufen hatte [...] Da meldete sich der Tod.« (Hebel 2019/III: 269) Noch expliziter ist die Anspielung auf Hebel in den Worten, die Raschke Reinholds Freund Oskar in den Mund legt, als der konservierte Leichnam geborgen wird: »Reinhold? Welch unverhofftes Wiedersehn das wäre!« (Ebd.)

Anders als bei Hebel spielen zeitgeschichtliche Referenzen bei Raschke keine Rolle, die Handlung ist in seinen die ländliche als eine ursprüngliche Lebensweise propagierenden Texten in einer sagenhaften Vergangenheit lokalisiert. Raschke verändert auch die Dramaturgie des *plots*, indem er Reinhold einen Rivalen an die Seite stellt, den Bergmann Karl Kempe, der ebenfalls um Reinholds Verlobte Klara wirbt und der den Einsturz des Schachtes, in dem Reinhold verschüttet wird, aus Eifersucht herbeiführt. Einerseits hat der Konflikt so eine nur allzu menschliche Ursache. Andererseits lässt Raschke jedoch die chthonischen Gewalten des Gesteins und des Wassers, aber auch die personifizierten Mächte des Guten und des Bösen mit jeweils eigenen Stimmen zu Wort kommen. Die Kräfte der Natur erscheinen so als Schicksalsmächte, die über das Leben des Menschen bestimmen.

Diese mithilfe ländlicher Räume avisierte Remythisierung entspricht einem generellen Zug von Raschkes Hörspielen. Sie kennzeichnet auch seine in vielerlei Hinsicht typische ›Funkdichtung‹ ERBE DER VÄTER, ausgestrahlt von der Funkstunde Berlin am

7 Dass sich Hebels Text geradezu als Allegorie oder Präfiguration seiner eigenen Rezeptionsgeschichte lesen lässt, ließe sich an vielen Beispielen aus der Rezeptionsgeschichte dieses Textes demonstrieren (vgl. Stricker 2021). Als ein Beispiel sei hier auf Benjamins ersten Hebel-Essay verwiesen, dessen erster Satz ebenfalls eine Anspielung auf UNVERHOFFTES WIEDERSEHEN beinhaltet: »Wenn man heute, an seinem hundertsten Todestag, J. P. Hebel nicht als ›Verkannten‹ ausgraben und dem öffentlichen Interesse empfehlen kann, ist das weit mehr sein eigenes Verdienst als das der Nachwelt.« (Benjamin 2019/II: 278, Hervorhebung B.S.) Mit der Formulierung, man brauche ihn nicht ›auszugraben‹, gibt Benjamin zu verstehen, dass sich die im UNVERHOFFTEN WIEDERSEHEN enthaltene Reflexion über das, was die Zeit überdauert, auf die Frage nach der Dauerhaftigkeit von Hebels eigenem Werk übertragen lässt.

29. Mai 1933 (Mscr. Dresd. App. 2531, 1967). Darin blickt ein Mann aus Anlass seines dreißigsten Geburtstags auf sein Leben zurück und verleiht seinem Unbehagen an der Rast- und Bodenlosigkeit des modernen, städtischen Lebens Ausdruck. Während er überlegt, ob er auf dem Land, in seinem Herkunftsort, sesshaft werden soll, beschwört er seine Ahnen herauf, die ihn über das Glück der Bindung an die Scholle belehren. Aus den Worten, die der Enkel darauf erwidert, wird unverhohlen deutlich, dass die Volksgemeinschaft hier als Religionsersatz fungiert: »[...] ich will horchen am Fenster, ob mein Volk ruft, in dessen Leben mich mein Blut einfließt ohne Ende. Dann wird es mich weniger schmerzen, daß ich Gott nicht fühle, und ich werde weniger allein sein.« (Ebd.) Hier findet sich eindrücklich der von Benedict Anderson pointierte historische Zusammenhang zwischen dem Verlust religiöser Bindungen und dem Aufschwung des Nationalitätsgedankens, der eine neuartige Vorstellung von Kontinuität über die Schwelle des Todes hinaus impliziert (vgl. Anderson 2006: 9–12).

Die Wiederkehr der Toten bildet das gemeinsame Thema von *DIE LANGE SCHICHT* VON EHRENFRIEDERSDORF und *DAS ERBE DER VÄTER*. Raschke flicht dieses Thema nicht ohne Grund immer wieder in seine Hörspiele ein. Das Medium des Rundfunks eignet sich besonders gut als Bühne für die Toten, da sie hier nicht körperlich, sondern nur akustisch, als Stimmen, präsent sein müssen. In *DAS ERBE DER VÄTER* findet sich eine explizite Reflexion des Rundfunks als eines Tonmediums, wenn der Enkel seine Ahnen fragt: »Kann ich euch nicht sehen?« Und seine Mutter antwortet: »Nein. – Willst du uns sprechen hören?« (Ebd.) Der Rundfunk wird von Raschke als ein Medium der Kommunikation mit körperlich Abwesenden begriffen – und in dieser Rolle vermag er besonders gut eine Kontinuität über die Grenzen nicht bloß von Zeit und Raum, sondern auch über die Grenzen von Leben und Tod hinaus zu suggerieren.⁸ Das Radio wird zum Medium einer Entgrenzung, dank derer die überzeitliche Einheit des Volkes nicht mehr nur Stadt und Land, sondern auch Diesseits und Jenseits umspannt. Dass das hier imaginierte ›Volk‹ nur sehr wenig konkrete Gestalt gewinnt, liegt daran, dass es weniger in seinem positiven Gehalt als vielmehr *ex negativo*, durch die Abgrenzung von der Entfremdung durch Prozesse der Modernisierung und Verstädterung bestimmt wird.

Dem Großvater in *DAS ERBE DER VÄTER* legt Raschke die Worte in den Mund: »Manchmal las ich in der Zeitung, daß mein Vaterland wüchse, und das Glück, diesem Lande anzugehören, machte mein hartes Brot weicher und meine Kammer heller.« (Ebd.) Im Unterschied zu der visuell-distanzierten und zeitversetzten Rezeption der Zeitungsmeldung, von der hier die Rede ist, vermag das Radio die Erfahrung der Ausdehnung des Reiches im akustisch-involvierten Modus einer Erfahrung der Gleichzeitigkeit zu vermitteln. Das gilt besonders für die reichsweiten Ausstrahlungen im Rahmen der Sendereihe *STUNDE DER NATION*, zu denen auch *DAS ERBE DER VÄTER* gehörte. Diese reichsweiten Ausstrahlungen konnten noch die sogenannten ›Volksdeutschen‹ in den östlichen Gebieten wie dem Sudetenland oder der Ukraine erreichen und so eine nationale Einheit auch über Ländergrenzen hinweg herstellen. Eine aus ähnlichen Gründen

8 In Raschkes Essay *ÜBER DIE FUNKDICHTUNG* heißt es in diesem Sinne explizit: »Dinge und Elemente und Menschen, tote wie lebende, können wieder nebeneinandertreten wie zu den Zeiten der Mythen und so jene Gespräche für uns alle hörbar werden, die das Herz zur Nachtstunde mit sich und seiner Umwelt führt.« (Mscr. Dresd. App. 2531, 2014).

nach dem Beginn des Krieges besonders beliebte Radiosendung war das WUNSCHKONZERT FÜR DIE WEHRMACHT, bei dem Soldaten von der Front zugeschaltet wurden, die sich so nicht nur einen Musiktitel wünschen konnten, sondern auch Gelegenheit zu einer kurzen Mitteilung an ihre Angehörigen daheim erhielten. Die Entgrenzung durch den Rundfunk ermöglichte hier wenigstens für kurze Augenblicke das Gefühl der Teilhabe am entfernten Leben der Frontsoldaten oder der Daheimgebliebenen:

»Although broadcasting could hardly match the newsreels for conveying a ›total‹ audio-visual impression of the fighting, its unique ability to transcend space in real time generated an even stronger sense of listeners actually taking part in events. As a report during the western campaign put it, ›the topicality of the news coverage via the available technology creates an *inner unity* between front and home front *as never before*«. This sense of unity was, of course, precisely what Nazi programmers were striving for. [...] the [...] *Wunschkonzert für die Wehrmacht*, the most popular programme of the war era, represented the pinnacle of the envisioned ›national community on the airwaves‹.« (Ross 2010: 356)

Heinz Goedecke, der Erfinder des WUNSCHKONZERTS FÜR DIE WEHRMACHT, spricht deshalb vom Rundfunk als »the only medium which is currently able to bring together eighty million people for a single communal experience« (zit.n. Ross 2010: 358). Diese quasi-rituelle Gemeinschaftserfahrung ist ein zentrales Element auch des DEUTSCHEN KALENDERS, mit deren Hilfe nicht nur der Gegensatz von Stadt und Land überbrückt werden soll, sondern auch die Unterschiede zwischen den je spezifischen regionalen Sitten und Gebräuchen, denen die Titelfigur, der Königswusterhäuser Landbote, auf seinen Reisen begegnet, der Idee einer einheitlichen Volksgemeinschaft untergeordnet werden soll.

An der ersten Folge des DEUTSCHEN KALENDERS (vom 04.10.1933) lässt sich die langsame Entwicklung des Konzepts der Sendung gewissermaßen mitverfolgen. Die Figur des Königswusterhäuser Landboten meldet sich hier erst ganz am Ende mit volksmedizinischen Ratschlägen zur Heilkraft von Rettich, Knoblauch und Zwiebel zu Wort. Bis dahin hat sich die Folge noch als eine eher unzusammenhängende Textcollage präsentiert, deren Leitmotiv das Thema des Vogelzugs bildet, um das herum Texte unterschiedlicher Gattungen von diversen Autoren montiert werden. Besonders häufig vertreten sind Gedichte (z.B. von Peter Huchel, Rainer Maria Rilke, Johann Heinrich Voß oder Theodor Storm), aber es finden sich auch dialogische Textteile, Sprüche, sowie ein Auszug aus dem GRÜNEN HEINRICH von Gottfried Keller; alles Texte, die herbstliches Brauchtum zum Gegenstand haben.

Richtig eingeführt als Gestaltungsprinzip, das von da an alle weiteren Folgen des DEUTSCHEN KALENDERS bestimmt, wird die Figur des Landboten dann erst in der zweiten Folge der Sendereihe vom November 1933. Ein Ansager eröffnet die Folge mit den Worten: »Der Königswusterhäuser Landbote ist bereits auf das Dach des Funkhauses gestiegen, um uns einen Bericht über den Sternenhimmel des Novembers zu geben.« (Mscr. Dresd. App. 2531, 2069) Im Anschluss hält der Landbote eine Ansprache, die nichts anderes ist als ein (ungekennzeichnetes) Zitat aus Hebels SCHATZKÄSTLEIN:

»Wer kennt wohl den Aldebaran und wer weiss, was dieser Name bedeutet? Gute Freunde, das ist nicht löblich, dass man so etwas alle Tage sieht und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein grosses Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Da ich aber, der Königswusterhäuser Landbote, Euch ein solcher Dolmetscher sein will, so sage ich Euch: Aldebaran heisst der Nachfolgende.« (Ebd.)

Diese Passage ist bis auf wenige geringfügige Änderungen textidentisch mit einem Abschnitt aus Hebels ALLGEMEINER BETRACHTUNG ÜBER DAS WELTGEBÄUDE.⁹ Solche ungekennzeichneten Textübernahmen finden sich im KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN zuhauf; auch Texte von Eichendorff und Mörike, von Hölderlin und Keller, von Trakl und Rilke finden ohne Nennung des jeweiligen Autors Verwendung. Hinsichtlich der Vorbildfunktion des Kalenders für den KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN sind daher einzelne wörtliche Zitate weniger aussagekräftig als strukturelle Gemeinsamkeiten und Funktionsanalogien. Allerdings stellt die Verwendung fremden Textmaterials ohne eigenen Anspruch auf Originalität ihrerseits schon eine derartige strukturelle Gemeinsamkeit dar, denn auch Hebel hat bekanntlich vielerorts Material aus Quellen wie Friedrich Nicolais VADEMECUM FÜR LUSTIGE LEUTE verwendet.

Vom RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND zum KÖNIGSWUSTERHÄUSER LANDBOTEN

Der Landbote wird in seiner soeben zitierten Ansprache schon bald vom Ansager mit der Meldung unterbrochen, mehrere Hörer hätten sich beschwert, die Auslassungen über die Sterne dauerten zu lange. Sie wollten doch auch erfahren, was im November auf der Erde geschieht. Es handelt sich um eine fingierte Beschwerde, die aber wegen ihres medienreflexiven Aspekts von Bedeutung ist: Es wird damit ausdrücklich auf den Rundfunk als ein Medium der Gleichzeitigkeit, der Simultan-Übertragung hingewiesen. Die scheinbar unmittelbare Ansprechbarkeit des Landboten wird noch einmal unterstrichen, wenn dieser am Ende der Sendung die Zuhörer und Zuhörerinnen auffordert, ihm Briefe mit Auskünften zum regionalen Brauchtum zu schicken. »Meine Anschrift ist ja leicht zu merken«, so sagt er, »und ändert sich nie, denn auf meine Wanderungen wird mir die Post nachgeschickt.« (Ebd.)

Von hier aus lassen sich einige signifikante strukturelle Gemeinsamkeiten mit Hebels Kalender aufzeigen. Zunächst einmal stellt die Ausgestaltung der Figur des

9 Die ALLGEMEINE BETRACHTUNG ÜBER DAS WELTGEBÄUDE ist der erste, entsprechend prominente Text in Hebels SCHATZKÄSTLEIN DES RHEINISCHEN HAUSFREUNDS. Die Passage dort lautet: »Guter Freund, das ist nicht löblich, daß man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und stehen viel bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buch. Aber es ist arabisch, man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buch lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang [...].« (Hebel 1999: 14)

Landboten eine unverkennbare Anlehnung an Hebels Verwendung der Erzählfigur des Hausfreunds dar. Der DEUTSCHE KALENDER erhebt nicht nur in vergleichbarer Manier die Titelfigur zum wesentlichen Gestaltungsprinzip der Sendereihe, sondern macht sich konsequent die an Hebel geschulten Verfahren zu eigen, die Zuhörer und Zuhörerinnen in das Geschehen zu involvieren und eine eigene ›Kalendarwirklichkeit‹ zu schaffen. Zum Beispiel werden die Zuhörer aufgefordert, Namensvorschläge für den neuen Hund des Landboten einzusenden. Der Hund wird schließlich mit dem Gewinnervorschlag ›Troll‹ benannt. Die Rolle des Königswusterhäuser Landboten wurde vom Spielleiter der Sendung, Helmut Hansen, gesprochen. Hansen, ein altgedienter Parteifunktionär – seit 1929 NSDAP-Mitglied, seit 1931 in der SA – trat 1937 bei der Berliner Rundfunkausstellung in der Rolle des Königswusterhäuser Landboten auf – in Begleitung seines Hundes Troll (Pater 2009: 236). Er fungierte so öffentlich als Gesicht der Sendung, und zwar in weit stärkerem Maße als die Autoren Eich und Raschke.

Auch der DEUTSCHE KALENDER bearbeitet das im Jahreszyklus vorgebildete Prinzip der Periodizität in Richtung serieller Verfahren, die im Dienst der Publikumsbindung stehen. Der Tod von ›Texas‹, dem ersten Hund des Landboten, und das Aufgreifen eines Publikumsvorschlages für die Benennung seines neuen Hundes ›Troll‹ liefern ein prägnantes Beispiel. Die bereits erwähnte Einbeziehung der Hörer und Hörerinnen über direkte Ansprachen und mittels der Einladung zu Einsendungen wird ergänzt durch den Rückbezug auf vorhergehende Folgen und die Referenz auf die Lebenswirklichkeit des Publikums – wenn auch in einer entpolitisierten, durch die Jahreszeiten, das regionale Brauchtum und die kalendarisch festgelegten Festtage bestimmten Form. Das wichtigste strukturbildende Prinzip ist und bleibt dabei der titelgebende Landbote, der als wiederkehrende Figur eine Intimität ausstrahlt, die auf das Gemeinschaftsgefühl der Hörer und Hörerinnen abfärbt.

Eine weitere Gemeinsamkeit von DEUTSCHEM KALENDER und RHEINLÄNDISCHEM HAUSFREUND lässt sich darin erkennen, dass die Reflexion über das eigene Medium immer wieder mit einem Bezug zur Zeit und zu den Rezipienten und Rezipientinnen verbunden wird. Schon in dem oben angeführten Ausschnitt wird durch die fingierten Wortmeldungen der Hörer auf die Gleichzeitigkeit als spezifische Eigenschaft des Mediums hingewiesen: Die kalendarische Gemeinschaft der Hörer*innen konstituiert sich so als die Gemeinschaft derjenigen, die gleichzeitig an der Erfahrung des Hörspiels teilhaben. In Bezug auf die Reflexionen des RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUNDS darüber, inwieweit der Kalender zeitgeschichtliche Ereignisse spiegelt oder ihnen – dem gängigen Kalendertitel des ›Hinkenden Boten‹ entsprechend – hinterherhinkt, spricht Fabian Goppelsröder von einem »Zeitindex als Authentizitätsnachweis« (Goppelsröder 2023: 49), was sich ohne weiteres auf den DEUTSCHEN KALENDER übertragen lässt.

Allerdings behandelt Hebel – und dies hebt ihn von den Verfassern des DEUTSCHEN KALENDERS ab – die Frage der (manchmal auch mangelnden) Synchronisierung mit seiner Leserschaft auch spielerisch und mit Ironie. Weil der Kalender für ein ganzes Jahr Gültigkeit hatte und in der Regel schon im August des Vorjahres in Druck ging, um rechtzeitig zu den Herbstmessen vertrieben werden zu können, hielt er nicht mit der Tagesaktualität der Zeitungen Schritt. Aber Hebel verhält sich als Kalenderautor ganz offensiv zur Akzeleration der Medienlandschaft und deren Folgen für den Kalender, etwa wenn er in seiner Chronik der Napoleonischen Kriege ironisch einen Informationsrückstand

in eine prophetische Voraussicht umdeutet. In seiner Darstellung der Erfolge Napoleons legt Hebel den Akzent auf die unerhörte Geschwindigkeit der Napoleonischen Truppen, deren Auswirkungen er schließlich auch am eigenen Leib erfährt: Denn was er bis zum Redaktionsschluss am 5. Juli 1807 über den Krieg geschrieben hatte – bis zu dem Zeitpunkt also, an dem der Kalender für das Folgejahr bereits in Druck ging – ist schon wenige Tage später – nach dem Friedensschluss von Tilsit, der am 7. und 9. Juli 1807 den Vierten Koalitionskrieg beendete – durch die Ereignisse überholt und nicht mehr aktuell. »Napoleon hätte mir keinen schlimmern Possen spielen können, als den Frieden von Tilsit«, schreibt Hebel am 30. August 1807 an seinen Freund Hitzig, indem er ihm einen »erschrocklich albernem Artikel über den Krieg« für den Kalender des Jahres 1808 ankündigt. »Er war schon gedruckt eh' der Frieden erfolgte.« (Hebel 2019/V: 395) Seine Darstellung des Kriegs aber hatte Hebel eingeleitet mit den Worten: »Aber wir wollens kurz machen, und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch so.« (Hebel 2019/III: 102) Eben diese Hoffnung sieht er nun durch das unerwartet rasche Ende des Krieges als bestätigt an. Dem bereits gedruckten, nicht mehr korrigierbaren Kalender auf das Jahr 1808 lässt er einen NACHTRAG ZUM PREUßISCHEN KRIEG anfügen, in dem es heißt:

»Jetzt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brod essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5ten Juny 1807 vom preussischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herren werden es kurz machen, also ists geschehen.« (Hebel 2019/III: 130)

Hebel beklagt also nicht etwa den Informationsrückstand des Kalenders als Zeichen seines Relevanzverlusts; er nimmt die veränderten Produktionsbedingungen zum Anlass einer Transformation, bei der Unterhaltung und Reflexion die Oberhand über den Informationswert gewinnen.

Im DEUTSCHEN KALENDER sind derlei Informationsrückstände aus zwei Gründen nicht zu befürchten: erstens aufgrund des tatsächlichen Echtzeitcharakters der Übertragung und zweitens, weil aktuelle politische Ereignisse von vornherein ausgeblendet bleiben. Die Gleichzeitigkeit bedeutet hier also gerade nicht, dass die Radiohörer und -hörerinnen auf dem Dorf etwas über das reale Zeitgeschehen erfahren. Eine »Entgrenzung« des Ruralen findet hier nicht im Sinne eines tatsächlichen kommunikativen Anschlusses an das Weltgeschehen statt; vielmehr wird gerade das dörfliche Leben als das Zentrum einer wahrhaftigeren, urtümlich deutschen Volksgemeinschaft imaginiert.

Dem DEUTSCHEN KALENDER ist entsprechend auch Hebels ironische Verwendung von Zeit- und Medienreflexion fremd. Stattdessen bedienen sich Eich und Raschke im Dienste einer Intensivierung des Gemeinschaftsgefühls sakraler Motive, womit die Radiosendung einen quasi-rituellen, gottesdienstähnlichen Charakter usurpiert. Sie folgen damit nicht nur dem nationalsozialistischen Trend zur Germanisierung christlicher Feste wie des eingangs erwähnten Erntedanks. Sie nutzen damit auch einmal mehr gezielt das Potenzial des Rundfunks zur Erzeugung von Simultanität über räumliche Distanzen hinweg. Die Folge vom Dezember 1933 liefert ein gutes Beispiel dafür, wie Gleichzeitigkeit als medialer Effekt im Medium selbst reflektiert wird (vgl. Dresd. Mscr. App.

2531, 2016): Der Landbote fährt darin von Berlin aus aufs Land, um seine Schwägerin und deren Tochter Bettina zu besuchen. Bettina ist in Sorge um ihren Verlobten, den Holzfäller Martin, der in Bayern seiner Arbeit nachgeht und seit zwei Monaten nicht geschrieben hat. Die Handlung entwickelt sich, wie für den DEUTSCHEN KALENDER typisch, entlang der Fest- und Namenstage des Dezembermonats: 1. Adventssonntag, St. Nikolaus, St. Barbara... Zentrales Thema ist immer wieder das mit diesen Kalenderdaten verbundene Brauchtum: das Binden eines Adventskranzes, das Backen von Weckmännern, die angeblichen prophetischen Träume, die man in der Thomasnacht haben soll etc. Etwa auf der Hälfte des Hörspiels verfolgt das Hörpublikum, wie Martin sich vor dem Einschlafen vorstellt, Bettina könne in der Ferne vernehmen, was er vor sich hinspricht. Gleich darauf ist Bettina zu hören, die sagt: »Es klingt mir in den Ohren, als dächte jemand an mich.« Dann sagt sie: »Gute Nacht, Martin.« Und Martin sagt, wie um ihren Gruß zu erwidern: »Gute Nacht, Bettina.« (Ebd.) Womit die innerhalb der Fiktion räumlich voneinander getrennten Figuren dem Publikum als im Medium des Rundfunks miteinander kommunizierend gezeigt werden – die »vorgestellte« Gemeinschaft der beiden findet ihre medientechnische Realisierung.

Den Höhepunkt der Folge bildet wenig überraschend die Rückkehr von Martin in seinen Heimatort am Weihnachtstag. Das Warten auf die Ankunft des »himmlischen Bräutigams« Jesus Christus an Weihnachten wird so in der Dramaturgie der Folge explizit an das Warten auf den irdischen Verlobten, den Holzfäller Martin, gekoppelt, dessen Rückkehr als die Erfüllung der anfangs durch den Choral WIE SOLL ICH DICH EMPFANGEN geweckten Erwartung erscheint. Und am Ende bezeichnet der Landbote auf die Aufforderung hin, zu erzählen, woher der Brauch des Weihnachtsbaums stamme, das deutsche Weihnachtsfest als das »innigste aller Völker« (ebd.).

Es mag verlockend erscheinen, in dem quasi-sakralen Zug, den der DEUTSCHE KALENDER hier annimmt, eine Entsprechung zu Hebels Umgang mit der eschatologischen Zeit in UNVERHOFFTES WIEDERSEHEN zu erkennen. Und schließlich spricht der Theologe Hebel in Bezug auf seine Kalendertexte ja auch von einer »Predigt« (Hebel 1999: 14; 2019/III: 278). Aber hier muss klar differenziert werden: Auch wenn Hebel tatsächlich immer wieder biblische Motive aufgreift und etwa in EINER EDELFRAU SCHLAFLOSE NACHT unmissverständlich das Walten göttlicher Gnade schon im irdischen und zwischenmenschlichen Leben aufzeigt (Hebel 2019/III: 566–569), so verfallen seine Texte doch nie in einen rituell-beschwörenden Gestus. Stattdessen setzen sie durch subtile Verfahren der Ambiguisierung auch bei den Lesern und Leserinnen immer eine kritisch-distanzierende Urteilskraft voraus. Um noch einmal auf das prominenteste Beispiel zurückzukommen: Am Ende von UNVERHOFFTES WIEDERSEHEN lässt Hebel nicht etwa die Erzählinstanz die Wiederkehr des konservierten Bergmanns in auktorialer Manier als Zeichen der zu erwartenden Auferstehung deuten, sondern legt diese Deutung der gealterten Verlobten in den Mund – womit es ihm auf einen Schlag gelingt, sie seinen Lesern und Leserinnen zugleich nahezulegen *und* zu relativieren (Hebel 2019/III: 272). Mit dieser Ambiguisierung seiner Geschichte zollt der Kalendermann der Unverfügbarkeit der Zeit ihren Tribut. Der DEUTSCHE KALENDER hingegen greift zwar erkennbar auf das Vorbild des historischen Volkskalenders zurück, indem er Medienreflexion mit der Darstellung einer sakral überformten Zeit verknüpft; dass er damit dem

Hebelschen ›Geist‹ entspräche, wie von Günter Eich behauptet, erweist sich hingegen als unzutreffend.

Auch das beständige Insistieren auf der Bewahrung von Sitte und Brauchtum im DEUTSCHEN KALENDER ist Hebel zutiefst fremd. Denn die Darstellung bäuerlichen Lebens nimmt, wie Maria Lypp festgestellt hat, in Hebels Kalender erstaunlich wenig Raum ein: »Die Welt wird dem Bauern so wenig aus der Natur erklärt, das dörfliche Leben ist so wenig auf Bodenständigkeit gegründet, daß nicht einmal die Rede von der bäuerlichen Arbeit ist. Das unterscheidet Hebels Kalender am entschiedensten von Heimatkunst.« (Lypp 1970: 391) Dass Hebel dem, was den Bauern ohnehin bekannt ist, wenig Aufmerksamkeit schenkt, liegt daran, dass er sich in volksaufklärerischer Absicht gegen »den Druck« wendet, »den ländliche Abgeschlossenheit auf die Vorstellungswelt ausübt. Ihm begegnet der Kalender durch die Vermittlung von Kenntnissen, die sich zu einer Kenntnis der Welt zusammenschließen sollen.« (Ebd.: 390) Entgrenzt wird das Rurale bei Hebel also, indem der Bauer Anschluss an den Verkehr der großen Welt findet.

Eben diesen Anschluss zu vermitteln, ist Aufgabe der Figur des Hausfreunds, der – anders als sein Name zunächst vermuten lassen mag – durch keine besondere Orts- oder Heimatgebundenheit charakterisiert ist, sondern durch sein beständiges Umherziehen. Der Königswusterhäuser Landbote mag dagegen ebenfalls ständig umherreisen; mit seinen Sprichwörtern, Redensarten und Kalendersprüchen tritt er gleichwohl, wo immer er sich befindet, als Anwalt eines durch Sitte und Brauchtum charakterisierten, bodenständigen und traditionsverbundenen Daseins auf – das nur umso mehr als in seiner Substanz bedroht erscheint, sodass es sich der Modernisierung regelrecht mit Gewalt entgegenstemmen muss. Dagegen findet Hebels Vorliebe für das nomadisierende Leben – eine Vorliebe, die sich auch als nostalgischer Gegenentwurf zu seiner eigenen, der Residenzstadt Karlsruhe verhafteten Existenz begreifen lässt – Ausdruck in der Sympathie, die seine Kalendertexte immer wieder für vagabundierende Gestalten erkennen lassen. Unter diesen kommt gerade den umherziehenden Juden eine besondere Bedeutung zu: Ihnen erkennt Hebel in seinem bemerkenswerten SENDSCHREIBEN AN DEN SEKRETÄR DER THEOLOGISCHEN GESELLSCHAFT ZU LÖRRACH (DIE WENIG BEKANNT IST) ÜBER DAS STUDIUM DES JÜDISCHEN CHARAKTERGEPRÄGES UND DESSEN BENÜTZUNG AUF BIBELSTUDIUM eine geradezu vorbildhafte Wirkung zu, indem er sagt, sie würden zu Unrecht als »Tagdiebe« verachtet (Hebel 2019/IV: 269), sie seien vielmehr »zu dem Ausspruch: ›Sorget nicht für den andern Morgen‹, die lebendige Exegese« (ebd.: 272). Wohlgemerkt: Die Juden erscheinen Hebel als die lebendige Auslegung des *Neuen Testaments*! Dazu stimmt, dass er sich im Gegenzug fragt, wie man – auch als Christ – anders könne, als bei der Lektüre des Propheten Jesaja den darin bewahrten Glauben an das noch ausstehende Kommen des Messias nachzuempfinden:

»Was aber den Jesaias betrifft, so behaupte ich nur so viel, daß, wer ihn vom 40. Kapitel an lesen kann, und nie die Anwendung des Wunsches fühlt, ein Jude zu seyn, sey es auch mit der Einquartirung alles europäischen Ungeziefers, ein Betteljude, der versteht ihn nicht, und so lange der Mond noch an einen Israeliten scheint, der diese Kapitel liest, so lange stirbt auch der Glaube an den Messias nicht aus.« (Ebd.)

Die abschließende Erinnerung an diesen Text, in dem Adorno »eine[s] der schönsten Prosastücke zur Verteidigung der Juden, das deutsch geschrieben wurde« erkannt hat (Adorno 1964: 48), erschien geboten, um den Eindruck zu zerstreuen, dass die strukturellen Anlehnungen des DEUTSCHEN KALENDERS an den RHEINLÄNDISCHEN HAUSFREUND, die in diesem Aufsatz aufgezeigt wurden, geeignet wären, dessen politische und weltanschauliche Orientierung zu legitimieren. Der Vergleich erlaubt vielmehr, festzustellen, in welcher unterschiedlichem Sinne sich bei den hier untersuchten Entwürfen kalendari-scher Gemeinschaft jeweils von einer Entgrenzung des Ruralen sprechen lässt: Wo Hebels Kalendergemeinschaft wesentlich mit der Vorstellung eines enthierarchisierten Nebeneinanders von Lebensformen, Zeiten und Räumen verknüpft ist, da begegnen Eich und Raschke der kulturpolitischen Dominanz des Urbanen mit einer Remythisierung des ländlichen Raums, die im ruralen Dasein das Volk in seiner ursprünglichen Reinheit repräsentiert findet – mit einer »Entgrenzung« also, die letztlich nur um den Preis massiver Ausgrenzung zu haben ist.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1964): Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Alzheimer-Haller, Heidrun (2004): Handbuch zur narrativen Volksaufklärung. Berlin: de Gruyter.
- Anderson, Benedict (2006): Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. Revised Edition. London, New York: Verso.
- Bee, Guido (1997): Aufklärung und narrative Form Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels. Münster: Waxmann.
- Bee, Guido (2012): »Johann Peter Hebels Rheinländischer Hausfreund als Kalender der Aufklärung«, in: York-Gothart Mix (Hg.): Der Kalender als Fibel des Alltagswissens. Interkulturalität und populäre Aufklärung im 18. und 19. Jahrhundert. Tübingen: Niemeyer, S. 175–188.
- Benjamin, Walter (2019): Nachträge. Gesammelte Schriften. Bd. 7, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Blumenberg, Hans (2016): Lebenszeit und Weltzeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Cuomo, Glenn R. (1989): Career at the Cost of Compromise: Günter Eich's Life and Work in the Years 1933–1945 (= Amsterdamer Publikationen zur Sprache und Literatur. Band 82). Amsterdam: Rodopi.
- Döhl, Reinhard (1992): Das Hörspiel zur NS-Zeit (= Geschichte und Typologie des Hörspiels. Band 2). Darmstadt: WBG.
- Eich, Günter (1991): Gesammelte Werke. Band 4: Vermischte Schriften. Revidierte Ausgabe, hg. von Axel Vieregge. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Eicher, Thomas (Hg.) (1996): Das Bergwerk von Falun: Varianten eines literarischen Stoffes (= Literatur im Kontext. Band 1). Münster: LIT Verlag.
- Fabian, Johannes (1983): Time and the Other: How Anthropology Makes Its Object. New York: Columbia University Press.

- Frenzel, Elisabeth/Grammetbauer, Sybille (¹⁰2005): »Bergwerk zu Falun«, in: dies.: Stoffe der Weltliteratur: Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart: Alfred Kröner, S. 96–99.
- Friedmann, Georg (1887): Die Bearbeitungen der Geschichte von dem Bergmann von Fahlun. Berlin: Druckerei der Berliner Börsen-Zeitung.
- Geyer, Stefan/Lehmann, Johannes F. (2019): »Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartssbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800«, in: Michael Bies/Michael Gamper (Hg.): Ästhetische Eigenzeiten. Bilanz der ersten Projektphase. Hannover: Wehrhahn, S. 33–56.
- Goppelsröder, Fabian (2023): Kalendergeschichte, Fait Divers, Twitter: zur Medienästhetik kleiner Formen. Göttingen: Wallstein.
- Härtl, Heinz (1978): »Zur Tradition eines Genres. Die Kalendergeschichte von Grimmshausen über Hebel bis Brecht«, in: Weimarer Beiträge 24, S. 58–95.
- Hebel, Johann Peter (2019): Gesammelte Werke. Kommentierte Lese- und Studienausgabe in sechs Bänden, hg. von Jan Knopf, Franz Littmann und Hansgeorg Schmidt-Bergmann unter Mitarbeit von Esther Stern im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe. Göttingen: Wallstein.
- Hebel, Johann Peter (1999): Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Kritische/Bibliographisch erw. Ausgabe, hg. von Winfried Theiß. Stuttgart: Reclam.
- Knopf, Jan (²2007): »Kalendergeschichte«, in: Georg Braungart/Harald Fricke/Klaus Grubmüller (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Boston, Berlin: de Gruyter, S. 217–220.
- Knopf, Jan (1983): Die deutsche Kalendergeschichte: ein Arbeitsbuch. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knopf, Jan (Hg.) (1982): Alltages-Ordnung: Ein Querschnitt durch den alten Volkskalender. Aus württembergischen und badischen Kalendern des 17. und 18. Jahrhunderts. Tübingen: Wunderlich.
- Koch, Hans Jürgen/Glaser, Hermann (2005): Ganz Ohr: eine Kulturgeschichte des Radios in Deutschland. Köln: Böhlau.
- Landwehr, Achim (2014): Geburt der Gegenwart: eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Lypp, Maria (1970): »Der geneigte Leser verstehts.« Zu J.P. Hebels Kalendergeschichten«, in: Euphorion – Zeitschrift für Literaturgeschichte 64/3, S. 385–398.
- Meibauer, Erika (2023): »Lebendiges Wissen. Verhandlungen des Populären in Walter Benjamins Hörspiel ›Was die Deutschen lasen, während ihre Klassiker schrieben‹ (1932)«, in: Zeitschrift für Germanistik NF XXXIII/2, S. 312–327.
- Münkel, Daniela (1997): »Radio für das Land. Der Landfunk in der NS-Zeit«, in: Westfälische Forschungen 47, S. 427–451.
- o. A. (1936): Das festliche Jahr. Ein Lesebüchlein vom Königswusterhäuser Landboten. Oldenburg, Berlin: Gerhard Stalling Verlagsbuchhandlung.
- Ong, Walter J. (2002): Orality and Literacy: The Technologizing of the Word. Nachdr. London, New York: Routledge.
- Pater, Monika (2009): »Männliche Tatkraft und weibliches Sein: eine Radioidylle 1934–1940«, in: Elke Frietsch/Christina Herkommer (Hg.): Nationalsozialismus und

- Geschlecht. Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945. Bielefeld: transcript, S. 222–243.
- Penke, Niels (2024): Formationen des Populären: Semantik und Poetik des »Volkes« um 1800. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Rajewsky, Irina O. (2002): Intermedialität. Tübingen, Basel: A. Francke Verlag.
- Rohner, Ludwig (1978): Kalendergeschichte und Kalender. Wiesbaden: Athenaion.
- Rosenberg, Alfred (²⁵1942): Blut und Ehre. Ein Kampf für deutsche Wiedergeburt. Reden und Aufsätze von 1919–1933, hg. von Thilo von Trotha. München: Zentralverlag der NSDAP, Franz Eher Nachf.
- Ross, Corey (2010): Media and the Making of Modern Germany: Mass Communications, Society, and Politics from the Empire to the Third Reich. Oxford: Oxford University Press.
- Saße, Günter (2011): »Der konservierte Bergmann: Repetition und Variation eines literarischen Motivs bei Schubert, Hebel, Hoffmann und Hofmannsthal«, in: Achim Aurnhammer/Hanna Klessinger (Hg.): Johann Peter Hebel und die Moderne. Freiburg i. Br. u. a.: Rombach, S. 13–30.
- Schlaffer, Hannelore (1980): »Ein Werk in seiner Zeit«, in: Hannelore Schlaffer (Hg.): Johann Peter Hebel: Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreunds. Ein Werk in seiner Zeit. Mit Bilddokumenten, Quellen, historischem Kommentar und Interpretation. Tübingen: Rainer Wunderlich Verlag Hermann Leins, S. 243–360.
- Schmidt, Thomas (2000): Kalender und Gedächtnis. Erinnern im Rhythmus der Zeit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schmitz-Emans, Monika (2011): »Geschichte, aus der sich nichts lernen lässt. Zeitmodelle bei Hebel, Bichsel und Sebald«, in: Achim Aurnhammer/Hanna Klessinger (Hg.): Johann Peter Hebel und die Moderne. Freiburg i. Br. u. a.: Rombach, S. 73–100.
- Selbmann, Rolf (2000): »Unverhofft kommt oft. Eine Leiche und die Folgen für die Literaturgeschichte«, in: Euphorion 94/2, S. 173–204.
- Siebert, Reinhart (1996): »Johann Peter Hebel als Genie der Popularität«, in: Carl Pietzcker/Günter Schnitzler (Hg.): Johann Peter Hebel. Unvergängliches aus dem Wiesental. Freiburg i. Br.: Rombach, S. 47–102.
- Stockinger, Claudia (2018): An den Ursprüngen populärer Serialität. Das Familienblatt »Die Gartenlaube«. Göttingen: Wallstein.
- Stricker, Bernhard. »Hebels Nachleben. Die Kalendergeschichte als kleine Form«, in: Archiv für Mediengeschichte 19: »Kleine Formen«, S. 135–145.
- Theiß, Winfried (1977): »Nachwort«, in: ders. (Hg.): Kalendergeschichten. Stuttgart: Reclam, S. 395–430.
- Voit, Friedrich (1994): Vom »Landkalender« zum »Rheinländischen Hausfreund« Johann Peter Hebels. Das südwestdeutsche Kalenderwesen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Frankfurt a. M.: Europäischer Verlag der Wissenschaften.
- Wagner, Hans-Ulrich (2002a): »Martin Raschke – Radiographie«, in: Wilhelm Haefs/Walter Schmitz (Hg.): Martin Raschke (1905–1943): Leben und Werk; mit einer Lebenschronik und einer Bibliographie von Wilhelm Haefs sowie einer Radiographie von Hans-Ulrich Wagner. Dresden: Thelem, S. 303–317.
- Wagner, Hans-Ulrich (2002b): »Eine Karriere ohne Kompromiss. Martin Raschke und der Rundfunk 1928 – 1940«, in: Rundfunk und Geschichte. Mitteilungen des Studi-

enkreises Rundfunk und Geschichte Informationen aus dem Deutschen Rundfunkarchiv 28/1-2, S. 5–21.

Wagner, Hans-Ulrich (1999): Günter Eich und der Rundfunk: Essay und Dokumentation (= Veröffentlichungen des Deutschen Rundfunkarchivs. Band 27). Potsdam: Verlag für Berlin-Brandenburg.

Witte, Bernd (1984): »Vorwort«, in: Sabine Schiller-Lerg: Walter Benjamin und der Rundfunk: Programmarbeit zwischen Theorie und Praxis (= Rundfunkstudien. Band 1). München, New York: K.G. Saur, S. XIII–XIV.

Wittenbrink, Theresia (1997): »Rundfunk und literarische Tradition«, in: Joachim-Felix Leonhard (Hg.): Programmgeschichte des Hörfunks in der Weimarer Republik. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, S. 996–1097.

